Blaue Adria.

Roman von Clara Nabra.

(4. Fortsetzung).

Es sollte einsamer, abgeschlossener sein, als die beiden anderen Orte.

Der Weg führte in vielen Biegungen am Meere entlang. Zum Wasser hin und den Berg hinauf karstiges, wildes Gestein. Hier und da hatten die Menschen die Steine zu Mauern zusammengetragen, um einen Flecken Erde zu gewinnen. Da dehnten sich Oelbäume, Reben, Feigenbäume. Die befreite Erde dankte mit einer unerhörten Fruchtbarkeit.

Unten spielte und rauschte die blaue Adria.

Lisa konnte nicht anders: ihre Augen liefen mit den spielenden Wellen, sie versenkten sich in das schillernde Blaugrün, das weißschäumende, wirbelnde Schleier über das glatte, rotgelbe Gestein warf.

Sie blieb stehen.

In ihrer Nähe war eine Bank, auf der ein Maler saß und arbeitete.

Als er sah, wie Lisa stehen blieb, unterbrach er seine Arbeit und räumte seine Sachen zur Seite.

„Fräulein, es ist Platz genug auf dieser Bank, wollen Sie sich nicht setzen?"

Eine liebe, herzliche Stimme.

Lisa wandte sich um und sah zwei freundliche blaue Augen auf sich gerichtet, Kinderaugen unter grauem Haar.

Sogleich wurde ihr warm ums Herz.

„Gerne, wenn ich nicht störe?"

„Ach, Sie stören nicht, es ist heute nichts mit der Arbeit."

Bescheiden stellte er die Leinwand zur Seite.

„Aber ich darf doch sehen, was Sie gemalt haben?"

„Ja, gewiß, aber lassen Sie nur, es gibt was Besseres."

Sein offenes, gutes Gesicht strahlte vor Freundlichkeit. Viele feine Fältchen legten sich um Auge und Mund, und doch sah er so jung aus.

„Nein, ich will nicht unbescheiden sein," sagte Lisa, „ich habe nur so viel Freude an der Malerei, besonders am Zeichnen, und da bin ich immer glücklich, wenn ich mal einem Künstler begegne, die gibt es bei uns nicht."

„Vielleicht bin ich aber gar kein Künstler."

„Ach, Sie schon," Lisa lächelte, „das sehe ich auf Ihrem Gesicht geschrieben", und sie sah voll Herzlichkeit in die Kinderaugen, auf die grauen Haare und die vielen feinen Fältchen.

„Wenn es Sie wirklich freut, dann sehen Sie sich mal meine Sachen an. Ich habe da so eine kleine Ausstellung."

Er sagte es zögernd.

„Sehr, sehr gerne! Wo wohnen Sie denn, hier in Lussingrande?"

„Ja, meine Frau und ich, wir konnten von diesem warmen, schönen Fleckchen Erde nicht loskommen. Wir sind beide nicht sehr kräftig und wir haben die Sonne so gerne, und das Meer, und da haben wir uns hier ein Häuschen gekauft — ach, ein ganz kleines, bescheidenes Haus. Sie werden ja sehen."

„Wenn Sie nicht mehr arbeiten wollen, dürfte ich dann vielleicht mit Ihnen nach Lussingrande gehen?"

Der Maler hatte, während er sprach, angefangen, seine Sachen zusammen zu packen.

„Aber gewiß, gnädiges Fräulein, ich freue mich sehr, wenn Sie mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen wollen!"

„Ist es noch weit bis Lussingrande?"

„Oh nein, gleich an der nächsten Biegung sehen Sie Grande schon."

„Was meinen Sie, könnte man dort wohl für längere Zeit ein einfaches, kleines Zimmer haben, ganz still, in einem Privathaus, meine ich."

Der Maler sah seine elegante Begleiterin von der Seite an.

„Für Sie selbst, gnädiges Fräulein?"

„Ja, für mich," Lisa hatte den Blick bemerkt, „für einen längeren Aufenthalt sind meine Mittel beschränkt."

Ihr Begleiter blieb stehen und sah sie treuherzig an.

„Nun, dann gehen Sie mal mit zu meiner Frau. Wir haben zwei Fremdenzimmer und keine Gäste. Einfach ist es bei uns, sauber und still. Aber ob es nicht zu einfach für Sie ist?" — die vielen freundlichen Fältchen vertieften sich — „das müssen Sie selbst einmal sehen."

Und so kam die blonde, schöne Lisa von de Sandt in das kleine, weiße Haus des Peter Bartel und seiner Frau Maria.

Sie wohnte in dem Giebelzimmer, das auf den engen Hof der Nachbarsleute sah. Da wucherten Blumen über Blumen aus alten Konservenbüchsen, zerbrochenen Eimern und Holzkästen, wahre Kaskaden von rosa Pelargonien fluteten an der Mauer hernieder, und in einer Ecke stand ein dunkler Zitronenbaum mit Früchten behangen, wie ein Weihnachtsbaum mit tausend Glockenkugeln.

Wenn sie die schmale Treppe hinabstieg und in den grün durchfluteten Hausgang trat, kam sie in ein kleines Paradies: über der Haustür wiegten sich die Ranken der Passionsblume, und um die Fenster schlangen sich rote Rosen. Der schmale Gartenpfad trug als Saum eine fürstliche Stickerei von bunten, lächelnden Blumen, und dahinter an beiden Seiten des Weges ragten träumerisch und rein, unter Palmen stehend, auf farbigem, doch stillerem Grund, weiße, schwer duftende Lilien.

In Lisas alter Heimatstadt hätten sich hier kühle Rasenflächen gebreitet; im kleinen Paradies des Malers mit den Kinderaugen sahen unzählige Liliensterne zum tiefblauen Himmel empor.

Der Garten lief spitzwinklig auf ein rosenumranktes Tor zu, und dann fiel die Straße eilig zum Hafenplatz hinab.

Lilien und Pelargonien schienen auf Lussin ihre Heimat zu haben: weiß und seidig standen die Lilien auf dem alten Gemäuer, rosenrot in dicken Trauben, wie ein Bienenschwarm, hingen Pelargonien an den Wänden der hohen, fensterarmen Häuser herunter.

Unten, am kleinen alten Hafenplatz, lagen breite Schiffe mit Segeln, wie die Farben des Gesteins, ockergelb, rostrot, lehmfarben, und in den Schiffen saßen Männer mit braunen, verwegenen Gesichtern. Sie flickten Netze und unterhielten sich schreiend mit den Frauen und Kindern, die am Hafen herumlungerten.

An den Häusern des Hafenplatzes liefen breite, von der vielen Benutzung glänzend polierte Steinsitze entlang, wie an mittelalterlichen Palästen, und auf den großen Steinplatten am Boden breiteten wandernde Händler ihre Waren aus.

Da gab es auch Tische mit Orangen, Kuchen und Süßigkeiten, und selbstverständlich ein Kaffeehaus: einige Kübel mit Bäumen und Blumen bildeten eine primitive Grenze für das Reich der Stühle und Tische.

Dem Kaffeehaus gegenüber auf der anderen Seite des Platzes jenseits des kleinen Hafenbeckens führte eine breite Steintreppe zur großen, weißen, zypressenumstandenen Kirche hinauf.

Hier am Hafenplatze war das Herz des Volkes: das Kaffeehaus, die Kirche, die alten Segelschiffe; und hin und wieder legte auch ein Dampfer an.

Täglich schritt nun die blonde schöne Lisa über den Hafenplatz.

Sie ging zu einem der stillen Pensionshäuser, in denen schmalwangige, lungenkranke Menschen ihr Leben hinzögerten.

Sie lagen in der Sonne, die Armen, und sahen der blonden, schönen Lisa nach.

Heute wanderte sie bis zum Ende eines Gartens. Da saß ein hochaufgeschossener, achtzehnjähriger Knabe an einem Tisch und lernte.

Er beugte sich über sein Buch und gab ihm Schatten, während er seine magern Hände auf dem grünen Tisch in der Sonne spreizte.

„Na, waren wir fleißig?" fragte Lisa ihn.

„Nicht sehr, Fräulein van de Sandt."

Der lange Junge war aufgesprungen und errötete bis unter seine schönen braunen Locken.

Neuntes Kapitel.

Der August kam.

Mit entzückendem Gleichmaß waren die Tage dahingeflossen. Alles schien so fern, den süßen Junitagen entrückt, da Andras Imre sein feines, stolzes Gesicht in ihr blondes Haar gepreßt hatte, droben im alte Park unter der bienenumsummten, in ihr Goldnetz verstrickten Linde.

Bald war das Volksfest auf Trau. Dort würde Andras Imre spielen, Lisa hatte es nicht vergessen.

Ja, die sanften Tage waren dahin, nun mußte sie sich aufraffen und zu ihm hingehen.

Lisa saß dicht am Haus, in einer kleinen Rosenlaube; ein niedriger, grauer Himmel lastete über dem bunten Garten, die Lilien schimmerten weißer, dufteten schwerer, die Luft war von Feuchtigkeit erfüllt.

War es denn möglich, konnte sie mit Andras Imre leben?

Was nützt es, daran zu denken? Konnte sie, Lisa von de Sandt, als die Verlobte eines wandernden Zigeuners an der Tür des Elternhauses anpochen? Konnte sie, wie Imres arme junge Mutter, die Landstraße entlang wandern und ihre Hand nach Almosen ausstrecken?

Und wenn das Leben es gut mit ihr meinte, gehörte sie nicht dennoch zu den Ausgestoßenen, die da unten stehen und nicht ehrlich werden können, zu den vom Wege der Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit Abgewischenen?

Ja, und konnte sie überhaupt noch länger hierbleiben, bei den lieben, feinen Menschen, hier in dem weißen, friedlichen Haus? Unehrlich sein gegen die, die sie mit Güte überschüttet hatten, die nicht fragten, nicht zweifelten — die ihr vertrauten, weil sie selbst reinen Herzens waren?

Nein, hier bleiben, das konnte sie nicht — vielleicht noch kurze Wochen, nachdem sie mit Imre gesprochen hatte, länger nicht.

Irgendein Unterschlupf würde sich ja finden, in einer großen Stadt, in Wien, in Budapest, irgendwo würden sie ja ihr Brot verdienen, Imre mit seiner Geige, sie mit ihren vielen guten Schulkenntnissen.

Besser war es, als lebenslänglich von einer Schande gewürgt zu werden.

Lisa griff unwillkürlich an ihren Hals, nein, nein, nicht die Schande!

Ein heftiger Windstoß fegte den Garten entlang, die Palmen bogen sich und rauschten, dicke Tropfen schlugen auf ihre breiten Blätter.

Lisa nahm ihre Näharbeit und ging ins Haus.

Ja, nun kam der Sturm.

Sie öffnete die Tür zur Küche: da stand Maria Bartel und plättete Lisas weißes Kleid.

Lisa war sehr beschämt.

„Aber liebe Frau Bartel, das darf nicht sein. Lassen Sie, ich kann das selbst, ich kann es sehr gut... Ich muß es ja auch lernen."

„Na, diesmal plätte ich es noch, Fräulein Lisa, man sieht es ja gleich, wenn zwei verschiedene Hände bei der Arbeit waren."

„Ja, und eine so ungeschickte wie die meine."

„Sagen Sie das nicht, Fräulein Lisa, mein Mann ist ganz begeistert von ihren Fortschritten."

„Wirklich, ist er das? Ach, das freut mich! Ich habe ihm ja so viel zu verdanken," Lisa errötete, „und Ihnen auch, liebe gute Frau Bartel, „fügte sie leiser hinzu. „Sie wissen es ja nicht, Sie haben mir eine Heimat gegeben."

Zögernd fuhr sie fort: „Die habe ich nicht mehr. Ich werde wohl gehen und die Frau eines Mannes werden, den die Meinen niemals aufnehmen werden."

Maria Bartel legte sanft ihre Hand auf die der jungen Lisa.

„Ist er denn Ihrer würdig, Fräulein Lisa?"

„Ich — ach, liebe Frau Bartel, ich kenne ihn so wenig."

Gleich dem Sturm da draußen durchwühlte sie eine große Unruhe.

Wie goldene Kugeln in eine blaue Schale, so waren diese Sonnentage langsam dahingerollt: verloren, weltfern war ihr Klang, als könne die Heimat nicht an ihrem Herzen reißen, als könne ihr junger, lebenbejahender Wille die Zukunft zwingen, die unsichere, ferne!

Und nun der Sturm, gestern schon, die ganze Nacht, der rauschende Regen, und die schlichte Frage dieser gütigen Frau — — —

Da brach es in ihr los, all das, was Sonnenzauber eingewiegt hatte.

Würdig, würdig! schrie es in ihr auf. Mein Gott!

Lisa schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut.

Maria Bartel fragte nicht. Sie legte ihren Arm um das weinende Mädchen und sagte mütterlich:

„Kommen Sie, Lisa, wir gehen in Ihr Zimmer. Sie sagen mir, was Sie bedrückt, und wenn Sie es mir nicht sagen wollen, ist es auch recht, dann bleiben wir still beieinander sitzen und Sie weinen sich aus."

Die beiden Frauen stiegen die schmale Treppe hinauf und gingen in das kleine Giebelstübchen.

Peter Bartel trat, mit der Palette in der Hand, aus seinem Arbeitsraum. Er blickte den beiden nach und nickte leise vor sich hin.

Es wird ihr gut tun, dachte er, „Maria, die Trösterin der Betrübten." So ist meine Maria — —.

Lisa aber konnte nicht reden, ihr Herz war zusammengepreßt vor Leid.

Sie fühlte die liebkosende, weiche Hand, und eine Hülle nach der andern fiel von ihrer Seele, die versucht hatte, sich zu verstecken.

Würdig? so zitterte es in ihr nach. Ich bin es, die keine Würde hat. Ich gab meine Würde dahin, und all das, was den armen Zigeuner heute noch adelt — seine wahrhafte, grenzenlose Leidenschaft und Ergebenheit — das flammte nur kurz in mir auf und sank dann zusammen in feigen Seelenschlaf und in praktischen Erwägungen über das, was meine Schmach verdecken mag.

Ja, ich will hingehen, mit einem guten Herzen will ich ihm entgegengehen, dachte Lisa.

Langsamer flossen die Tränen.

„Liebe Frau Bartel, seien Sie nicht böse, daß ich schweige. Sie fragten, ob der Mann meiner würdig sei. Ich will ihn sprechen, so bald wie möglich. Wir müssen uns näher kommen. Vielleicht bin ich seiner nicht würdig, ich weiß es nicht. Wir sind aus zwei verschiedenen Welten. Dann, liebe Frau Bartel, wenn ich nun reise — übermorgen geht der Dampfer nach Spalato, ich weiß es — wollen Sie mir vertrauen? Ich bin auch in Ihrer Schuld —"

Maria Bartel wehrte hastig ab.

„Ich bin in Ihrer Schuld," wiederholte Lisa, „aber ich bleibe es nur kurze Zeit. Wenn ich zurückkehre, begleiche ich alles."

Sie dachte daran, daß sie in Spalato einige Schmuckstücke verkaufen könnte.

„Das ist alles nebensächlich," sagte Maria Bartel, „mein Mann und ich, wir haben Sie lieb gewonnen. Sie können kommen und gehen, wie Sie wollen. Dieses kleine Zimmer und unsere Freundschaft, das bleibt Ihnen, Lisa!"

Da griff das schöne Mädchen nach der verarbeiteten Hand und küßte sie.

„Ach, wir wollen uns nicht weich machen, Lisa. Kommen Sie, helfen Sie mir ein wenig in der Küche, mein Mann möchte sicher bald das Abendbrot haben. Er arbeitet schon den ganzen Nachmittag."

Zehntes Kapitel.

Der Regen lief an den blinden Fensterscheiben herunter. Der unsaubere Raum war von einem üblen Geruch erfüllt: Zwiebeln, schales Bier, schlechter Tabak und die Ausdünstungen feuchter Kleidungsstücke. Es war gegen vier Uhr nachmittags.

An dem großen langen Tisch zum Fenster gewandt, saßen der Baßgeiger Balogh und Racz, der Zimbalspieler. Sie beugten sich über eine Zeitung. Bisweilen unterbrachen sie ihre Lektüre, um sich lebhaft zu unterhalten.

In der halbdunklen Ecke, abseits, saß Andras Imre. Die Hände in den Hosentaschen, die Beine weit von sich gestreckt und den Kopf gesenkt. Er kaute, ganz in Gedanken verloren, an einem Zahnstocher. Das weiche Hemd bauschte sich aus dem weiten Ausschnitt der Weste.

Langsam hob er ein Bein hoch, wandte den Fuß hin und her, sah einige Risse in dem Lackschuh, und sein Gesicht wurde noch mißmutiger.

„Ekelhaft!"

„Was ist ekelhaft?" fragt. der Baßgeiger.

„Ach, alles!" Andras Imre machte eine müde Handbewegung.

„Alles! Was soll das?"

„Na, der Regen", meinte der Cimbalspieler.

„Macht nichts", sagte der Baßgeiger, „der Saal ist groß, es wird schon gehen." Und nach einer kleinen Pause:

„Wirst denn heut abend singen, Andras?"

„Nein"

„Wahrhaftig nicht?"

„Nein."

„Na, im Saal magst nicht gern?"

„Nein, es ekelt mich an."

„Ja, ja, alles ist Dir zum Ekel, ich weiß schon."

Der Baßgeiger griff wieder nach der Zeitung. Racz, der Cimbalspieler drehte sich eine Zigarette.

Da öffnete sich die Tür und Lisa trat herein.

Sie trug einen langen Reisemantel und einen kleinen Hut; sie sah sehr vornehm aus.

Die schlechte Luft benahm ihr einen Augenblick den Atem.

Andras Imre sprang auf, totenblaß, er vermochte es nicht, Lisa entgegenzugehen.

Sie lächelte matt und kam auf ihn zu.

„Guten Tag", sagte sie ein wenig scheu, „ich komme von Spalato und hörte von dem Volksfest in Trau. Werden Sie hier spielen? Sie spielten ja auch in Ragusa."

Andras Imre hatte sich gefaßt. Sein dunkles Gesicht, das noch schmaler geworden war, leuchtete.

„Gnädiges Fräulein", er küßte Lisas ausgestreckte Hand, „oh, ich danke Ihnen" fügte er leise hinzu.

Der Baßgeiger und der Cimbalspieler lächelten.

Andras Imre rief ihnen in ungarischer Sprache einige Worte zu, und beide schlenderten langsam zum Saale, nebenan, aus dem Hämmern und das Rücken von Stühlen und Tischen herüberschallte.

Lisa van de Sandt war unbeschreiblich elend zumute.

Die Fahrt war stürmisch gewesen, den Gang zum Juwelenhändler in Spalato hatte sie als eine tiefe Demütigung empfunden, Trau, das malerische, köstliche Trau, lag in Nebel und Regen verhüllt, und hier stand sie in einer übelriechenden Kneipe und vor ihr, abgemagert, fremd in der häßlichen Umgebung, der Mann, der in ihrer Erinnerung weiter gelebt hatte als ein schöner junger Gott.

Ohne den strahlenden Rahmen der unsäglichen Sommerschönheit Ragusas stand er vor ihr: ein befangener, armer, junger Geiger.

„Andras Imre," flüsterte sie schnell, „wir können hier nicht bleiben, ich will Sie sprechen, kommen Sie mit mir, wir gehen in die Kathedrale."

„Gewiß, wie Sie wollen", sagte er.

Er nahm einen hellen Paletot vom Ständer, setzte den Hut auf und öffnete Lisa die Tür.

Draußen schlug ihnen der Regen entgegen.

Lisa atmete auf.

Ihre ersten Worte waren:

„Wie halten Sie es nur aus da drinnen, es ist ja furchtbar."

Andras Imre zuckte die Achseln.

„Wie halte ich es aus, seit Sie von mir gingen, Lisa? Ich lebe nicht mehr, ich bin kein Mensch mehr."

Seine schmalen Lippen bebten, die Worte klangen maßlos bitter, es war als habe sie eine Wunde berührt.

Lisa sah ihn von der Seite an, ja, er hatte gelitten, scharfe Züge liefen von der Nase zu Mund herab, die Augen lagen tief, waren dunkel umrandet.

In einer warmen Aufwallung legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

„Andras Imre, wir haben beide gelitten. Du vielleicht anders als ich, aber gelitten habe auch ich."

Schnell ergriff er ihre Hand und drückte sie inbrünstig an seine Lippen.

„Süße, süße Lisa, nun bist Du ja hier, alles ist gut."

Wortlos eilten sie weiter.

Sie traten unter die prächtige Vorhalle der Kathedrale. Andras Imre ging auf das Hauptportal zu; es war verschlossen, er versuchte es mit den Nebentüren, auch sie gaben nicht nach.

Er wandte sich an Lisa:

„Was nun? In der Vorhalle können wir nicht bleiben."

Einige Frauen standen in der Halle, Kinder spielten, und aus dem nahen Albergo glotzten neugierige Augen zu ihnen herüber.

Lisa sah mit gerunzelter Stirn zu Boden.

„Daß es auch regnen muß!"

„Arme Lisa, es tut mir so leid."

„Ja, es ist trostlos."

„Sollen wir zurückkehren?"

„Nein, nein — das nicht", sagte Lisa, nervös abwehrend, „vielleicht gehen wir zu dem Gasthaus am Hafen, ich habe dort mein Handgepäck abgegeben."

„Ja, es ist gut, aber wir werden nicht allein sein", meinte Imre.

„Doch wir werden."

Lisa war mit dem Entschluß gekommen, auf alle Fälle eine ruhige Unterredung mit Andras Imre herbeizuführen.

Sie sahen sich an, sie waren jung und lächelten.

„Nicht wahr," fragte Lisa, „Imre ist Dein Taufname, und im Deutschen heißt er Emmerich?"

„Ja, Lisa, woher weißt Du das?"

„Ich habe mich erkundigt."

„Du hast an mich gedacht, Lisa!" Welche Freude klang in seiner Stimme.

„Ja, oft."

Ein trübes Lächeln umspielte ihren Mund.

Er sah es.

„Lisa, Lisa, was fehlt Dir?"

Nun kann ich es ihm ja sagen, dachte sie bitter, hier in der engen, schmutzigen Gasse!

„Was mir fehlt? Ich habe keine Heimat mehr, Imre — ich konnte nicht zurückkehren — hier an der Adria blieb ich — meine Tante reiste allein ab."

Andras Imre hörte nur das eine, daß seine Lisa frei sei, allein hier an der Adria.

Was wußte er von der Heimat, er, der noch ein Knabe war, als er schon heimatlos umherwanderte.

„Und Du kamst zu mir?" Wieder diese unendliche Freude!

„Ja, ich kam zu Dir."

„Und wirst Du nun oft kommen?"

Lisa sah ihn an, erstaunt, betroffen, dann schlug sie die Augen nieder.

„Ich weiß es nicht."

Sie sagte es ganz leise.

Er neigte sich vor, um ihren Gesichtsausdruck zu sehen.

Still fügte sie hinzu:

„Laß nur, Imre."

Sie gingen durch den Regen bis zum Hafenplatz.

Im Gastzimmer des Hotels saßen einige Geschäftsreisende mit den Wirtsleuten beisammen. Die sahen erstaunt auf den Primas und die elegante Dame.

Lisa trat vor und sage:

„Ich habe hier mein Gepäck abgegeben. Kann ich ein Zimmer haben?"

Zögernd erwiderte die Wirtin: „Ja, zum Abend, jetzt geht das nicht."

„Sind alle Zimmer besetzt?"

„Das gerade nicht."

„Nun, haben Sie keinen Raum, in dem man sich aufhalten kann, außer dieser Gaststube? Ich habe mit dem Herrn hier zu verhandeln und wünsche ungestört zu sein."

Lisa sprach fest und ein wenig herrisch.

Da duckte sich die Frau. Der Wirt und die Reisenden schwiegen und stierten die Ankömmlinge stumpfsinnig an.

„Ja, da hätten wir ein kleines Zimmer, drüben."

Sie öffnete die Tür und ging voran.

„Bringen Sie uns Kaffee und Gebäck", sagte Lisa.

Es berührte sie peinlich, daß Imre alles wortlos geschehen ließ. Ein bitteres Gefühl durchdrang sie: Sollte sie denn, sicherer als Andras Imre, und ihm gesellschaftlich überlegen, ihn leiten und dennoch ihm untertan sein?

Er vergaß die überlegene Ruhe, mit der er vor der lauschenden und der jubelnden Menge gestanden hatte, den stolzen, abwehrenden Ausdruck seines vornehm geschnittenen Gesichts, das über die Menschen hinweg sah, sie vergaß die Stunden, die sie ihm willenlos ergeben war, sie fühlte nur, daß sie, die Dame, in einer unwürdigen Lage sei, und daß der Mann an ihrer Seite kein Mann war, der das genügend begriff und die Dinge fest in die Hand nahm.

Sie ging auf das einzige Fenster des kleinen, geschmacklosen Zimmers zu, öffnete es und atmete tief, als könne sie sich von irgend etwas befreien.

Imre trat neben sie, er rührte sie nicht an, er hatte das Gefühl als entglitte ihm etwas, etwas unsäglich Kostbares.

So standen sie schweigend.

Die Wirtin kam mit einem Tablett, ordnete den Kaffeetisch und sah mißtrauisch zu den beiden hinüber.

Als sie fort war, fragte Imre:

„Weshalb kamst Du hierher, Lisa?"

Wieder ihr trübes Lächeln. „Ich kann es nicht sagen."

„Du gießest neue Qualen in mich, Du magst es tun, Lisa, ich bin wie ausgehöhlt von meinem Schmerz."

Sie sah beharrlich in den Regen hinaus, die Hände in ihre Manteltaschen versenkt. Ein Dämon trieb sie an, zu zerstören:

„So schleppen wir alle unser Leid herum."

„Lisa," Andras Imre sagte es flehend, mit schmerzverzerrtem Antlitz, „sprich anders zu mir, Du kamst nicht her, um mir das zu sagen, das ist unmöglich. Irgendeine Absicht führte Dich hierher, Du kamst doch nicht, um mich noch elender zu machen."

Er war erregt.

„Schön, Lisa, Du weißt ja nicht, was aus mir geworden ist. Mein Leben ist vergiftet. Da kommt die Sonne herauf, die gütige Sonne, und ich verzehre mich nach Dir, der Sturm peitscht das Meer auf, und mein ganzes Herz schreit nach Dir, und dieser Regen, der elende Regen, der wirft mich zu Boden vor Jammer um Dich. Nein, Lisa, Du bist nicht gekommen, um mich elender zu machen Sag ein gutes Wort."

Lisa hatte ihre Lippen zusammengepreßt.

Hätte er nur geschwiegen.

Etwas in ihr lehnte sich auf gegen die vielen Worte. Es paßte nicht zu ihm, es paßte nicht zu ihr. — —

Sie sah ihr Elternhaus mit der großen Freitreppe, dem breiten, kühlen Flur, sie sah die weit ausladenden Stiegen und die vielen weißen Türen mit den blanken Messingschlössern. Das Grün des stillen Gartens daheim blickte in die Fenster hinein, die alten Kastanien standen groß und feierlich, wie Hüterinnen, hinter dem Haus, die hellen Kieswege schimmerten im goldenen Dämmer. Und weit, weit um die alte lindenumrauschte Stadt lag die opalene Landschaft gebreitet.

Lisas Schweigen war furchtbar.

Schließlich sagte sie leise und kühl:

„Ja, ich kam hierher, um einiges mit Dir zu besprechen, und nun ich hier bin, kann ich es nicht. Ich wollte Dir nicht weh tun", fügte sie wärmer hinzu, „gewiß nicht", sie blickte an Imre vorbei — „aber ich kann Dir auch nicht wohl tun, ich fühle es."

Und einer plötzlichen Eingebung folgend, fügte sie hinzu, ihn voll anschauend:

„Hättest Du mir gar nichts zu sagen", und, weicher werdend, als sie sein fahles Gesicht sah, „außer, daß Du von Liebe sprichst?"

Sie legte ihre Hand auf die seine.

„Was soll ich Dir sagen? Du kamst wie eine Königin und machtest mich unsagbar glücklich. Du gingst fort, es mußte so sein, ich wußte es ja. Ich zog mit meinen Leuten weiter — der Traum von Ragusa war vorüber — für Dich, nicht für mich. Was sollte ich Dir auch sein? Ein Geliebter? Unmöglich. Ich weiß es, Du bist von anderer Art, Du reisest nicht mit einem Zigeunerprimas", sein Antlitz belebte sich, seine Augen versenkten sich in die ihren, „niemals, niemals! Du bist eine Königin, Lisa. Und mein Weib? O Lisa, Du hast nie daran gedacht, kannst nicht daran denken. Wo Reichtum und Ehre zu Hause sind, da mußt Du wohnen."

„Ich sagte Dir, daß ich keine Heimat mehr habe, Imre, daß ich nicht zu den Meinen zurückgekehrt bin."

„Weshalb Du das tatest, ich weiß es nicht, aber das eine weiß ich, Du bliebest nicht um meinetwillen hier." Andras Imre hielt Lisas Hand, küßte sie leicht und gab sie frei.

„Liebe kommt und geht, Lisa, sie verträgt keine Fesseln. Ich danke Dir aus tiefstem Herzen für das, was Du mir gabst. Und was Du mir nicht sagen willst, das gehört Dir. Ich verlasse Dich, liebe süße Lisa, ich fühle es, daß ich von Dir forttreibe mit allem, was ich sage. Nur eins sollst Du wissen: Du bleibst meine Königin, meine Liebe ist von anderer Art, sie besitzt mich ganz. Ich will mit ihr untergehen, aber ich lasse sie nicht."

(Fortsetzung folgt).